

Die feindlichen Schädel

Autor(en): **M.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **169 (1896)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die feindlichen Schädel.

Von Jokai.

(Nachdruck verboten.)

Mein lieber Leser, wenn du vielleicht zum Grufeln geneigt bist, so mache ich dich zum voraus aufmerksam, daß diese Geschichte keine Lektüre für Schwachherzige ist; hast du aber doch große Lust zum Lesen, nun so thue es wenigstens nicht des Abends vor dem Schlafengehen; denn ich möchte nicht gern die Schuld schwerer Träume und Alpdrücken auf mich laden.

Ich muß auch noch hinzufügen, daß meine Geschichte eine wahre selbsterlebte Begebenheit ist, die ich nur so lange verschwieg, weil ich mein Ehrenwort auf so viele Jahre verpfändet hatte.

Ich war noch ein ganz junger Mensch, ein Anfänger als Novellist, und als meine ersten gedruckten Sünden erschienen, zeugten sie von meiner hervorragenden Neigung für das Mythische, Überirdische; geheimnisvolle Geschichten, schauerliche Ahnungen, gefährliche Unternehmungen übten einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus. Ich besaß weniger Bart- und mehr Haupthaar, weniger Erfahrungen und mehr Glauben als heut. Und damals war es so und heute so gut.

Ich war also noch sehr jung, als ich bei Gelegenheit eines Ausfluges eines Abends bei einem unserer gebildetsten Grundherren vorsprach.

Wir kannten einander schon vom Sehen und Hören, ich war unterwegs und hatte mich verspätet, er war Hausbesitzer und wohnte an der Landstraße, ich brauchte eine Nachtherberge, er besaß eine Villa: Grund genug, mich bei ihm einzuführen. Er empfing mich auch außerordentlich herzlich, obgleich Gäste bei ihm eben nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Herr Gabriel stand in dem Rufe, ein wenig Sonderling zu sein. Er besaß eine Bibliothek und war sehr belesen; eines seiner Zimmer war voller Vögel, die er selbst geschossen und ausgestopft hatte, und deren Namen er wußte; ferner besaß er eine wertvolle Bildersammlung, eine Menge seltener Altertümer, und er selbst beschäftigte sich mit Vorliebe mit Maschinerten, doch nicht etwa mit nützlichen Wirtschaftsmaschinen oder dergleichen, sondern seine Maschinen dienten zum Zeitvertreib und zu heitern

Überraschungen; z. B. stand an der Thür ein eiserner Mann, der, sobald sich diese öffnete, die Waffe drohend emporhob und sie beim Schließen wieder sinken ließ, wovon leicht erschreckbare Besucher fast in Krämpfe fielen. Im Tisch verborgene Klarinetten und Pfeifen bliesen allerhand Melodien, sobald sich jemand darauf stützte; und von manchen Stühlen konnte man sich nicht mehr erheben, wenn man sich auf dieselben niedergelassen hatte.

Von diesen verschiedenen unschuldigen Späßen hatte ich schon öfters sprechen gehört und hatte mir vorgenommen, auf der Hut zu sein und mich nicht überlisten zu lassen.

Herr Gabriel produzierte auch keinen seiner diversen Späße vor mir, sondern unterhielt sich ganz ernst, führte mich in die Bibliothek, zeigte mir sehr interessante und wertvolle Handschriften, dann seine Waffensammlung, Siegel-sammlung und wußte an alles interessante Geschichten zu knüpfen, und ich bat ihn um Erlaubnis, diese letztern aufzeichnen zu dürfen.

„Herzlich gern“, sprach er und schien sichtlich geschmeichelt, daß ich Notizen über die alten Helden und Edeldamen machte, von denen noch hier ein Sporn, dort ein Handschuh, die jetzt vor uns auf dem Tische lagen, zurückgeblieben waren.

Welch reich historische Quellen! Ich bereute wahrhaftig nicht, daher gekommen zu sein.

Herr Gabriel schien von dem Interesse, das ich seinen Erzählungen entgegenbrachte, sehr befriedigt und war unerschöpflich in neuen und immer wieder neuen Geschichten.

So verging der Abend.

Zum Nachtmahl erschienen ein Gutsinspektor und ein Schreiber, die sich dann wieder entfernten, um uns von neuem allein zu lassen.

Er befahl den Thee ins gotische Zimmer, wo wir dann noch ein Stündchen verplauderten, d. h. er plauderte und ich hörte zu.

Das gotische Zimmer lag im äußersten Flügel des Gebäudes und verdankte seinen Namen seinen alten Möbeln und einigen mittelaltrigen Nischen, welche die gotischen Verhältnisse repräsentierten.

Die Mitte nahm ein weiter Ramin ein, in dem mächtige Scheite knisterten und eine wohlige Wärme verbreiteten; darum herum standen bequeme Armsessel und Sofas, auf die wir uns

denn auch gemächlich warfen, um den würzigen chinesischen Saft zu schlürfen.

Des Feuers Wärme, die späte Stunde und die Ermüdung der Reise schläfernten mich dermaßen ein, daß ich mich, zu meiner Schande muß ich's eingestehen, einigemal dabei ertappte, wie mein Haupt auf das Kissen des Sofas sank und ich nichts mehr von den Erzählungen meines lebenswürdigen Wirtes hörte.

Herr Gabriel nahm meinen Zustand wahr und sagte lächelnd:

„Ich sehe, Sie sind schon schläfrig.“

„Ich hatte keinen Grund, zu leugnen.“

„Wahrhaftig, ich könnte hier auf der Stelle einschlafen.“

„Das wäre durchaus nicht geraten,“ sprach ernsthaft mein Wirt, „dieses Zimmer steht bei den Fremden, die zufällig einmal hier schliefen, in keinem besonders guten Rufe.“

Diese Worte jagten den Schlaf aus meinen Augen.

„Vielleicht besuchen Gespenster diesen Ort?“

„Sie besuchen ihn nicht nur, sie wohnen hier und sind bei Tage und bei Nacht zu sehen.“

Die Neugierde machte mich vollends munter und ich begann mich umzublicken.

„Na, na, Sie müssen sich bei dem Namen Gespenst nicht gleich eine in ein Bettuch gehüllte, fettenraffelnde Schreckgestalt vorstellen. Was hier spukt, ist ein einfacher, mit Händen greifbarer Gegenstand. Möchten Sie ihn etwa sehen?“

„Wie können Sie das erst fragen!“

Ich sprang auf: „Wo ist das Gespenst?“

Herr Gabriel führte mich zu einer der Nischen, die von einem grünen Vorhange verdeckt war; er zog denselben zurück und zeigte mir zwei Schädel, welche unter rundem Glassturz standen und seltsam voneinander abgewandt waren.

Dergleichen hatte ich schon öfters gesehen und ich war gar nicht geneigt, darin etwas Gespenstisches zu erblicken. Ein menschlicher Knochen, gerade etwa wie ein ausgezogener Zahn, vor dem sich zu fürchten wohl niemand in den Sinn kommt.

„Dies sind die Schädel zweier Geschwister, zweier Grafen Kalmanffy, welche einst die Besitzer dieser Herrschaft waren und auch einen Teil dieses Schlosses erbauten. Ihr Schicksal war ein höchst tragisches. Sie lebten in be-

ständiger Feindschaft miteinander und stritten um den Besitz dieses Schlosses. Einst nun lud der jüngere, unter dem Vorwand einer Auslösung, den ältern Bruder zu einer Zusammenkunft, und als er ihn mit schweren Weinen betäubt hatte, schlug er ihm einen langen Nagel in den Kopf. Der Nagel ist jetzt noch vorhanden. Später verriet ihn ein Diener, der Mitwisser des Verbrechens war, und er wurde hingerichtet. Sein Körper wurde dem Brauch gemäß auf dem Richtplatze vergraben. Doch den abgetrennten Kopf erlaubte man in die Ahnengruft beizusetzen, wo ihn dann der Wächter der Gruft zu den Gebeinen des meuchlings gemordeten Bruders legte. Und zwar stellte er die beiden Schädel in eine Nische und wendete sie, die sich im Leben nicht sehen mochten und in der erbittertesten Feindschaft lebten, mit den Gesichtern einander zu. Einstmals nun, da er etwas in der Gruft zu thun hatte, stieg er hinab, und dabei sah er zu seinem Entsetzen, daß die beiden Köpfe voneinander abgewendet standen. Der Mann, der viel mit Gebeinen und Knochen zu thun hatte, war nicht schreckhafter Natur, glaubte, daß wohl irgend eine Rage die Veränderung verursacht haben mochte, und drehte sie wieder in ihre vorige Stellung zurück. Des andern Tags stieg er abermals hinunter, um nachzusehen, was geschehen sei, und fand richtig die Schädel wieder voneinander abgewendet.

Das ging so durch Wochen; tagtäglich drehte der Mann die Schädel einander zu und allnächtlich wendeten sie sich ab, so daß er darüber schwermütig wurde, abmagerte und sichtlich verfiel, bis ihn einmal der junge Schlosskaplan ernstlich vornahm und fragte, was er denn eigentlich auf dem Herzen habe.

Der Alte gestand ihm zitternd das gespenstische Geheimnis, das ihn selbst beinahe zum Gespenste umgewandelt hatte.

Der Priester, ein aufgeklärter Mann, wollte den abergläubischen Alten beruhigen, ihn von seinem quälenden Irrtum heilen und begab sich mit ihm hinunter, das Wunder in Augenschein zu nehmen.

Sie fanden auch diesmal die beiden Schädel voneinander abgewendet und der alte Diener schwur hoch und teuer, sie gestern abend mit eigenen Händen Gesicht gegen Gesicht gedreht zu haben.

„Das ist unmöglich“, sprach der Kaplan. „Der seelenlose Körper hat keinen Willen. Das hier sind nichts andres als zwei Knochen, ohne Gehirn, ohne Muskeln, und können sich aus eigener Kraft nicht bewegen.“

Und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben und zu zeigen, daß es sich hier um eine jeder Bewegung unfähige Masse handle, ergriff er den einen Schädel, um ihn aufzuheben.

In diesem Augenblicke biß ihn der Schädel dergestalt in den Finger, daß er denselben kaum aus den Zähnen befreien konnte.

Von da an blieb die Gruft geschlossen, der Alte starb kurze Zeit nach diesem Vorfalle, der Seelsorger aber trug bis in sein hohes Alter die Spuren jenes Bisses am kleinen Finger.

Das Ereignis wurde geheimgehalten und niemand erfuhr etwas davon, bis ich einst im Archiv des Schlosses stöbernd das Tagebuch eben jenes Geistlichen fand, in welchem der ganze Vorfall aufgezeichnet war; die mystische Erzählung schloß damit, daß die Thür der verlassenen Gruft noch existiere, doch vermauert worden sei.

Ich machte mich sofort daran, die vermauerte Thür aufzusuchen, was nach der genauen Beschreibung im Tagebuche keine Schwierigkeiten bot. Sie wurde erbrochen, ich stieg hinab und fand richtig die beiden feindlichen Schädel, mit einander zugewandten Rehrseiten.

Zu berühren wagte ich keinen derselben, sondern nahm die ganze Marmorplatte, auf der sie sich befanden, und trug sie hinauf in mein Zimmer.

Seitdem fand sich noch so manch ungläubiger Besucher bei mir ein, der das Ganze für einen schlechten Spaß hielt und sich mit eigenen Augen von der Wahrheit überzeugen wollte. Gern sah ich nicht, daß mit den unheimlichen Schädeln Mutwille getrieben wurde, doch traf sich ein beherzter Mann, von dem ich voraussehen konnte, daß ihn die gespenstischen Vorfälle einer



Nacht nicht in ewige Schwermut stürzen würden, so gestattete ich ihm, hier in diesem Zimmer zu schlafen und sich selbst zu überzeugen, daß die am Abend Angesicht gegen Angesicht gestellten Schädel am andern Morgen voneinander abgewendet stehen. Meine Gäste waren also gezwungen, die geheimnisvolle Thatsache anzuerkennen, und seit jenem tollkühnen Geistlichen, seligen Angedenkens, wagte niemand mehr handgreiflichen Widerspruch zu thun.“ —

Herr Gabriel sah mir an den Augen an, daß auch ich mich gern in höchst eigener Person von dem seltsamen Geheimnis überzeugt hätte. Welch zweiundzwanzigjähriger Jüngling hätte sich für ein derartiges Rätsel nicht interessiert!

Ich hat denn meinen Wirt inständig, mich die Nacht in dem verrufenen Zimmer zubringen zu lassen und die Schädel mit den Gesichtern einander zuzuwenden.

Herr Gabriel suchte mich von meinem Vorhaben abzubringen; doch endlich gab er nach, hob die Glasglocke von den Totenköpfen und drehte diese langsam, mit außerordentlicher Vorsicht um; dann stürzte er die Glocke von neuem darüber und zog den Vorhang vor die Nische.

Hierauf zeigte er mir den Ofen, wo mein Nachtlager bereitet war, und wünschte mir gute Nacht.

Im ersten Stocke des weiten Gebäudes wohnte nur der Schlossherr und sein Kammerdiener, die übrige Dienerschaft hatte die Parterre-Räumlichkeiten inne. Das gotische Zimmer war durch mehrere größere und kleinere Zimmer und Säle von seinem Schlafgemach getrennt, so daß ich so ziemlich allein und fern von jeder menschlichen Seele war.

So aufgereggt auch meine Einbildungskraft war, blieb mir doch so viel Geistesgegenwart, daß ich einen Scherz nicht mit mir treiben lassen wollte.

Ich untersuchte also zuerst die Wände des Zimmers, ob sich nicht vielleicht ein verborgener Eingang vorfände; dann die Nische selbst, doch sie war aus einem einzigen Stück harten, festen Marmors geschnitten. Die Thür verschloß und verriegelte ich, zog überdies das Sofa vor dieselbe, so daß es der verhangenen Nische gegenüberstand, und legte mich darauf.

Hierauf ergriff ich noch eine Sicherheitsmaßregel. Der grüne Seidenvorhang war von einer schönen Agraffe gehalten und fiel in malerischen Falten herab. Ich nahm also mein Notizbuch hervor und zeichnete ihn naturgetreu ab.

Das war ein unbezahlbarer Einfall.

Wollte ein mit menschlichem Körper versehenes Wesen zu den Köpfen gelangen, so mußte es den Vorhang lüften, der bei der geringsten Berührung des Faltenwurfes dem in mein Buch gezeichneten nicht mehr ähnlich sein könnte. Dann warf ich neue Scheite in den Kamin, stellte den Armleuchter vor mich auf den kleinen einbeinigen Tisch und streckte mich mit dem festen Vorsatze, nicht einzuschlafen, auf das Sofa.

Die berühmte Eigenschaft des Thees, vermöge welcher er den Menschen wach erhält, war mir wohlbekannt; ich füllte mir also noch eine Schale und goß einen Löffel Rum hinein; doch der Rum war schwach und ich goß noch mehr hinzu. Auch jetzt war er kaum zu spüren, da fiel mir ein, daß auf einem Schrank neben dem Kamin eine Flasche Cognac sei. Herr Gabriel hatte mir vorhin davon angetragen, doch ich hatte abgelehnt, und jetzt fühlte ich eine wahre Sehnsucht nach dem starken Getränk.

Ich stand auf, holte ihn herbei, goß meine Theeschale voll und kostete, ja nun war der Thee stark. Dann näherte ich mich nochmals dem Kamin, schürte die Flamme frisch an, legte noch einige Stücke Holz nach und wendete mich meinem Sofa zu.

Eine schöne Überraschung wartete meiner.

Auf dem Sofa, das ich für mich herbeigezogen hatte, saßen zwei Herren, die ich wohl kannte, deren Namen mir aber nicht einfielen. Der eine hatte kurzes lockiges blondes Haar und einen böshaften roten Bart, des andern Kinn war glatt rasiert, ein langer Schnurrbart hing über seine Lippen, und auf der Höhe seines schwarz behaarten Hauptes leuchtete eine runde Glaze.

Der erstere trug eine seidene Weste mit goldenen Knöpfen, der andere eine braune Uniform, deren Schärpe nach hinten über den Rücken geworfen war.

Beide schlürften den Cognac-Thee, den ich für mich selbst bereitet hatte; einmal nahm der eine, dann der andre einen Schluck aus derselben Tasse, ganz nach brüderlicher Weise.

Erst staunte ich, dann packte mich die Furcht, ich wagte es nicht, mich ihnen zu nähern, sondern setzte mich in einen dunkeln Winkel und wollte beobachten, was sie thun würden.

Die beiden Herrn grinsten sich gar seltsam an, dabei sprachen sie:

„Guten Abend, Bruder.“

„Guten Abend, Bruder.“

„Bist du schon wieder einmal hier?“

„Ich werde auch hier bleiben.“

„Das Schloß hat keinen Raum für uns beide.“

„Es hätte schon Raum für einen da unten.“

„Wo da unten?“

„Da unten im Dunkeln.“

„Im Keller?“

„Noch tiefer, in der Gruft.“
„Nun, so machen wir endlich einmal ein Ende!“

„Gut, wir sind ja allein.“

„Pistolen oder Säbel?“

„Beide wären mir recht, doch das wird entdeckt.“

„Wohl wahr, die Waffen machen Lärm und das vergossene Blut würde uns verraten.“

„Der Giftbecher wäre gut.“

„Doch welcher trinkt ihn?“

„Das Los entscheidet.“

„Aber das Gift verrät sich an der Leiche.“

„Ich weiß einen Rat. Wir trinken von dem starken Getränk, das hier vor uns steht.“

„Und dann?“

„Nun, derjenige, welcher munter bleibt, bringt den, der die Besinnung verloren hat, um. Hier ist ein großer Nagel und ein Hammer; der wird in den Schädel geschlagen und kein Mensch wird dahinter kommen.“

„Das ist ganz gut bei dir, denn du hast dichtes Haar, doch ich mit meinem Vollmond?“

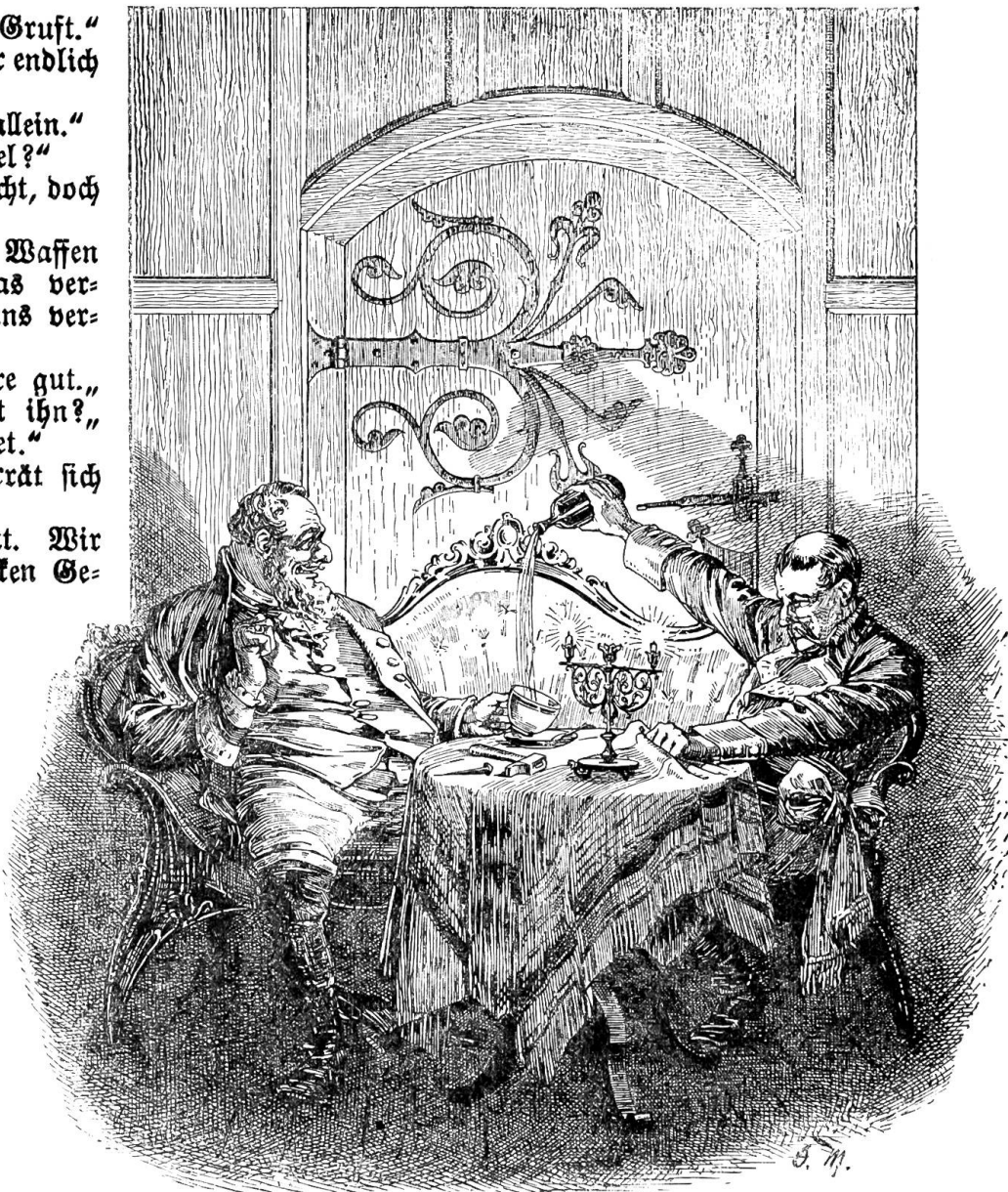
„Habe nur keine Sorge deshalb!“ —

Kalter Schauer lief mir bei diesem graufigen Gespräch durch die Glieder, aber, wenn ich auch im Stande gewesen wäre, mich zu bewegen, so hätte ich mich doch nicht flüchten können; denn sie saßen ja gerade vor der Thür, ich selbst hatte das Sofa und den Tisch dahin gezogen.

Und nun fingen sie an zu trinken, einmal der eine, einmal der andere, und immer wieder füllten sie die Tasse aus der Cognacflasche bis zum Rande.

„Auf dein Wohl, Bruder!“

„Auf dein Wohl!“



Der Zuruf wurde jedesmal mit teuflischem Lachen begleitet, während der betäubende Trank die Brüder fast erstickte; die Köpfe wankten hin und her, die Gesichter wurden bald totenblau, bald brennend rot, und die Adern auf der Stirn geschwollen zu Stricken.

„Trinke, trinke, Bruder!“

„Trinke, trinke, Bruder!“

Indessen waren die Kerzen auf dem Tische herabgebrannt, sie begannen zu verlöschen und flackten seltsam, alles war wie in einen roten Nebel gehüllt, der bald in Lila überging, die



beiden Gesichter wurden noch bleicher, die Köpfe wackelten noch stärker; welcher wird zuerst sinken?

Der Lichtschein wandelte sich in Grün, und die Gesichter der Brüder schienen leichenfarben in dieser Beleuchtung. Sie waren nicht mehr zu sprechen im Stande und nötigten sich nur noch mit verglasten Blicken zum Trinken.

Die Kerzen flammten noch einmal auf, verlöschten, und die Brüder verschwanden.

Zu den bunten Fensterscheiben schien der Mond in voller Pracht herein. Die rote Blut des Kamins warf einen rostigen Schimmer in das Halbdunkel. Ich war allein im Zimmer.

Das war ein Traum, sprach ich zu mir selbst und lachte über mich selbst, und meine Zähne klapperten. Das war ein Traum, nichts als ein Traum, beruhigte ich mich, und jetzt lege ich mich nieder, kleide mich aus und gehe zu Bett, ich ziehe die Decke über den Kopf, und dann soll meinetwegen spuken wer will, ich werde mich wahrhaftig nicht darum bekümmern.

Der Mond schien mit weißem Licht herein, der Kamin leuchtete mit rotem Schein, ich brauchte keine Kerze zum Ausziehen, ich hätte auch ganz umsonst eine gebraucht, denn beide waren bis zur Leuchterstille herabgebrannt. Ich entkleidete mich ruhig, zog meine Uhr auf, schlug den Vorhang, der den Kofen verhüllte, zurück und stand vor dem Bett.

Entsetzen lähmte meine Glieder.

Auf dem Ruhebetten nebeneinander lagen die beiden Brüder; zwei gräßliche, entfesselte Leichen. — Der eine lag auf dem Rücken, das Angesicht aber war nach unten gekehrt, und in der Glanz seines Hauptes glänzte der Kopf des dunkelblauen Nagels; der andere aber lag auf der Brust und hatte das Antlitz gegen Himmel gewendet.

Das Grauen hielt mich gefesselt. Ich wollte schreien, kein Laut entrang sich meiner Kehle, ich wollte den Klingelzug reißen, meine Kraft

versagte, ich wollte fliehen, meine Beine waren in den Boden gewurzelt und schwer wie Blei. Meine Brust war zusammengeschnürt, meine Glieder erstarrt. Endlich raffte ich all' meine Kraft zusammen und stieß einen furchtbaren Schrei aus und erwachte.

Es war Morgen und die Sonne schien strahlend durch die hohen Pappeln zum Fenster herein. Ich lag noch auf dem Sofa vor der Thür an demselben Platze, an dem ich mir vorgenommen hatte, nicht zu schlafen.

Die Lichter waren wirklich herabgebrannt und die Tasse war wirklich leer, und ich war

geneigt, zu glauben, daß ich sie überhaupt mit nichts gefüllt hatte, und Thee, Rum und Cognac, alles nur Traum gewesen war.

Aber jetzt kommt erst der Gespenstergeschichte fürchterlichster Teil.

Was war indes in der Nische geschehen?

Der Vorhang war unverändert und zeigte den nämlichen Faltenwurf, den ich des abends abgezeichnet hatte.

Keine Hand also hatte ihn berührt.

Ich schritt, noch ganz eingenommen von meinem nächtlichen Traume, der Nische zu und zog mit zitternder Hand den Vorhang weg.

Und siehe! die beiden feindlichen Schädelkehrten einander die Rückseite zu.

Ein kalter Schauer überlief mich von oben bis unten, als hätte eine eisige Hand mich berührt.

Das war kein Traum, das sah ich vor mir und zwar am hellen Tage, von draußen drangen Stimmen und Geräusch herein, so wie es das Erwachen des Morgens mit sich bringt, und hier vor mir sah ich das geheimnisvollste Rätsel!

Also geschieht doch vieles unter der Sonne, wofür die Weisesten keine Erklärung haben?

Also ist es wahr, daß diese beiden Totenköpfe noch nach dem Tode leben und sich in Haß voneinander abwenden?

Nein, es ist nicht wahr, es kann nicht sein, ich glaube es nicht!

Ich sehe, ich schaudere, und doch ist es nicht wahr!

Es ist wahr, aber ich glaube es nicht.

Die Geschichte des Kaplans, der da an dem Wunder zweifelte und zur Strafe dafür für sein Leben gezeichnet wurde, fiel mir ein.



Macht nichts!

Meinetwegen soll er auch mich beißen.

Ich hob das Glas von den Schädeln. Mein Herz schlug hörbar. Ich berührte den kalten Knochen mit meiner Hand und hob ihn auf.

Ha!

Was geschah! Biß er mich?

Es wäre mir lieber gewesen, er hätte mich gebissen, als diese Entdeckung zu machen. Im

Innern des Schädels war eine Feder, welche die Bewegung desselben hervorbrachte.

Beim Frühstück traf ich mit Herrn Gabriel zusammen. Wir waren beide ernst.

„Nun, wie haben Sie geschlafen?“ fragte er höflich.

„Ich danke, sehr schlecht. Ich trank gestern abend zu viel Thee, und so verfolgten mich allerhand Gespenster.“

„Und was machen die Schadel?“

„Es scheint, daß ich einer besondern Auszeichnung gewürdigt wurde, denn sie drehen sich nicht nur die Rehrseiten zu, sondern standen sogar auf den Köpfen.“

Herr Gabriel lachte laut auf bei diesen Worten.

„Sie haben nachgesehen, was darin ist?“

„Ja wohl.“

Na sehen Sie, schon 40 Menschen schliefen in jenem Zimmer, jedem begegnete dasselbe Wunder, und keinem einzigen war eingefallen, zu untersuchen, ob nichts in den Schadeln sei. Sie fürchteten, daß es ihnen ergehen möge, wie es dem Kaplan erging, der den Teufel vertreiben wollte. Und Sie fürchteten sich nicht?“

„Wohl, ich fürchtete mich auch, doch meine Neugierde war größer als meine Furcht; aber ich bereue, meiner Neugierde nachgegeben zu haben.“

„Warum?“

„Weil ich um eine interessante Geschichte armer bin.“

Ist es mein geneigter Leser auch?

M. S.

Schlau.

Ein passionierter Angler pflegte bei Regenwetter neben einer Brücke zu fischen. Als er befragt wurde, warum er dies thue, sagte er: „Bei Regenwetter pflegen die Fische unter Dach zu gehen.“

Getroffen.

Zwei Advokaten, von denen der eine ein Riese, der andere ein Zwerg war, ereiferten sich in einer Streitsache so, daß der größere zum Kleinern sagte: „Was wollen Sie, ich könnte Sie füglich in meine Tasche stecken!“ Der andere versekte ruhig: „Da wäre wohl mehr Rechtswissenschaft in Ihrer Tasche, als in Ihrem Kopfe“, worauf allgemeines Gelächter erfolgte.

Die VI. Schweizerische landwirtschaftliche Ausstellung in Bern.

Vom 13. bis 22. September 1895.

Eine solche Ausstellung, wie wir sie für dieses Jahr vor Schluß des Kalenders nur kurz andeuten, dagegen für die Leser des „Sinkenden Boten“ im Jahrgang 1897 einer ausführlichen Beschreibung unterwerfen wollen, war schon im Jahre 1893 projektiert. Jenes Jahr glich aber einem von denen, wie wir sie schon in der Bibel „von den schlechten Jahren mit den sieben magern Rügen“ finden. So war es damals; infolge anhaltender Trockenheit große Futternot im ganzen Berner Land und noch weit über die Grenzen desselben hinaus. Es war an eine erfolgreiche Ausstellung gar nicht zu denken; Klagen häuften sich, die Viehpreise sanken, während die Futterpreise derart stiegen, daß manches arme Bäuerlein genötigt war, sein letztes „Chueli“ zu verkaufen, weil ihm das Futter mangelte. Das Ausstellungsomitee that sehr wohl daran, daß es die Abhaltung der Ausstellung auf 1895 verschob, und wir freuen uns heute, dem „Boten“ noch in Kürze berichten zu können, daß dieses Ausstellungsjahr 1895 zu den günstigsten zählt und von einer großen Fruchtbarkeit auf allen Gebieten der Landwirtschaft Zeugnis ablegen wird.

Wie es in der Art und in dem Charakter des Berners liegt, seine Unternehmungen mit Besonnenheit, mit Vorbedacht und praktischem Sinn auf den solidesten Grundlagen auszuführen, so ist das auch bei der VI. Schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellung, sowie der damit verbundenen forstwirtschaftlichen und der Fischerei-Ausstellung der Fall. Das ganze Arrangement zeugt von einer sehr genialen organisatorischen Auffassungsgabe. Die landwirtschaftliche Ausstellung wird eingeteilt wie folgt: 1. Wissenschaftliche Abteilung; 2. Pferdeausstellung; 3. Rindviehausstellung; 4. Kleinviehausstellung; 5. Geflügelausstellung; 6. Kaninchenausstellung; 7. Bienenausstellung; 8. Milch-wirtschaftliche Ausstellung (diese umfaßt: Maschinen und Geräte, Käse, Butter und andere Produkte); 9. Landwirtschaftliche Ausstellung (diese umfaßt: Produkte des Feldbaues, des Gartenbaues, des Obstbaues und des Weinbaues); 10. Landwirtschaftliche Hülfprodukte; 11. Maschinen und Geräte für den Betrieb der Landwirtschaft und